

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 289.

Mittwoch, 11. Dezember.

1929.

(3. Fortsetzung.)

Die verschwundene Handschrift.

Roman von Hans Zomar.

(Nachdruck verboten.)

Mit einem unterdrückten Schimpfwort erhob sich der Kriminalist, ging zum Fenster, machte einige tiefe Atemzüge und ging wieder an seinen Schreibtisch zurück, wo er sich eine besonders große, schwarze Brasilzigarette anzündete.

Wendler galt als einer der fähigsten Köpfe derer vom Alexanderplatz.

Sein Spürsinn in verwickelten Betrugs- und Diebesaffären, rätselhaften Morden und Spionagegeschichten war fast sprichwörtlich. Dabei machte dieser Mann einen ganz und gar unscheinbaren Eindruck, sah aus wie ein mittlerer Angestellter und verriet auch in nichts den Kriminalisten.

Augenblicklich war er schlechter Laune. Das war er durchschnittlich fünf- bis sechsmal am Tage, und es fiel deshalb nicht besonders auf.

Immer wenn er über etwas nachgrübelte, mußte er unbedingt dazu poltern und schimpfen. Anders ging es nicht. Hatte er dann seinen Gedankengang zu Ende geführt, so war er wieder der liebenswürdigste Mensch von der Welt.

Seit zwei Tagen schien allerdings die schlechte Laune gar nicht abreisen zu wollen. Sie drohte drohnisch zu werden.

Kommissar Kreisler fragte deshalb:

„Was haben Sie nur, Kollege, Sie sind ja gar nicht mehr wiederzuerkennen. Das ist nun schon die vierte Brasil im Verlauf von zwei Stunden!“

Wendler drehte sich halb zu dem Sprechenden herum und erwiderte:

„Ist auch kein Wunder! Ich sage Ihnen, verrückt kann man bei der Geschichte werden, glatt verrückt!“

Aber wiejo, Sie sind doch schon mit ganz anderen Fällen fertig geworden. Meiner Meinung nach handelt es sich doch hier um eine ziemlich kleine Sache.“

„Kleine Sache? — Hm, ich dente anders darüber, ich halte die Sache sogar für sehr, sehr groß. Sie müssen bedenken, daß mit dem Film bereits eine Viertel Million verdient worden ist. Das ist immerhin kein Pappenspiel. Und wer weiß, was noch damit verdient wird!“

„Und der Dieb des Manuskripts? Gegen wen richtet sich eigentlich der Verdacht?“

„Ja, das ist ja die Sache. Es kommt eigentlich niemand anders als der Inhaber der Stella-Gesellschaft, Matthias Doblinger, selbst in Betracht!“

„Nanu, jetzt wird die Geschichte interessant. Aber offengestanden, lieber Kollege, sollten Sie da nicht einen Fehlschluß gezogen haben? — Der Mann hat es doch wirklich kaum nötig. Außerdem kenne ich ihn persönlich. Es war da voriges Jahr ein Fahrtstuhlfunfall im Gebäude der Stella-Gesellschaft passiert. Ich hatte den Fall zu untersuchen und mußte daher mehrere Male mit Doblinger verhandeln. Wie gesagt, ich kann mir's nicht recht denken, daß dieser Mann ein Gauner sein soll. Aber woher schöpfen Sie den Verdacht?“

„Das ist eine lange Geschichte. Und um einen Verdacht handelt es sich eigentlich kaum mehr, sondern um eine Tatsache, freilich um eine noch nicht so ganz und so feststehende. Also hören Sie:“

Als ich vorgestern den Fall übernahm, dachte ich

mir die ganze Geschichte auch äußerst einfach. Ich nahm mir vor, den Inhaber der Stella-Gesellschaft, also Doblinger, aufzusuchen, nach dem angeblichen Autor des Films zu fragen und nun den Betreffenden einfach zu verhaften, wenn dessen Name und Adresse bekannt oder, falls er inzwischen das Weite gesucht haben sollte, nach ihm fahnden zu lassen. So dachte ich mir die Sache, sie kam aber leider ganz anders.

Als ich Doblinger in seinem Privatkontor gegenüber saß, mich als Kriminalbeamter legitimierte und ohne alle große Einleitung nach dem Autor des Films „Hochzeit in Hollywood“ fragte, wurde er sichtlich nervös und erklärte dann, er selbst zeichne als Verfasser, wie ja auch das Programm verlautbare.

Davon hatte mir Hans Tornwaldsen nichts gesagt, und wie ich später von ihm erfuhr, hatte er am Anfang des Films — wie die meisten Menschen übrigens — gar nicht darauf geachtet, ob ein Autor genannt worden war und wer es sei.

Ich muß offen gestehen, daß ich in dem Moment, wo sich Doblinger mir gegenüber als Verfasser des Films ausgab, nicht recht wußte, was ich machen sollte. Ich ließ mich aber trotzdem nicht verblüffen und ging schnell weiter, direkt aufs Ziel los, indem ich ihm erklärte, daß dies kaum möglich sein könne, da man im Nachlaß des bekannten Schriftstellers Edmund Tornwaldsen ein Manuskriptblatt gefunden habe, das mehrere Stellen des Films wörtlich wiedergäbe.

Die Wirkung dieser Worte war wahrhaft verblüffend. Matthias Doblinger wurde noch unruhiger, als er schon vorher war, und fragte, ob ich das Blatt bei mir habe und ob er es sehen dürfe.

Ich reichte es ihm. Als er es durchgelesen hatte, wurde er abwechselnd rot und blaß, und erzählte dann ziemlich stockend, er habe allerdings den Film nicht selbst geschrieben, sondern lediglich bearbeitet, aber das Urheberrecht sowie das Recht dafür, mit seinem Namen zu zeichnen, hätte er von einem Schriftsteller namens Doktor Bergmann vertraglich erworben.

Er erzählte mir darauf ein langes und breites, ein solcher Weg wäre beim Film keineswegs ungewöhnlich; die meisten Filme, die unter den Namen berühmter Filmschauspieler oder Regisseure liegen, seien von anderer Hand geschrieben, und nur aus Reklamegründen setze man den Namen einer bekannten FilmgröÙe als Verfasser darauf.

Ich ließ ihn ruhig sprechen und dachte mir mein Teil. Dann fragte ich ihn, ob ich nicht vielleicht den Vertrag einsehen könne, den er mit jenem angeblichen Verfasser gemacht habe.

Zu meiner Verwunderung brachte er tatsächlich einen Vertrag aus seinem Schreibtisch, in dem alles fast wörtlich so niedergelegt war, wie Doblinger mir soeben berichtet hatte. Der mysteriöse Doktor Bergmann verzichtete darin auf alle Rechte, die das Gesetz dem Urheber einräumt, einschließlich des Rechts auf Namensnennung. Der Vertrag war vollständig in Ordnung.

Abermals befand ich mich in einer kritischen Situation und bereute beinahe mein allzu scharfes Darauflosgehen. Andererseits sagte ich mir aber schon

damals, daß trotzdem nur Doblinger allein der Dieb sein könne.

Vorläufig sagte ich also einige entschuldigende Phrasen und fragte dann nach Einzelheiten über diesen samten Doktor Bergmann. Doblinger erzählte mir darauf, das Manuscript sei eines Tages im Bureau abgegeben worden, mit der Bitte, die Arbeit zu prüfen. Einer seiner Dramaturgen habe es gelesen, sei begeistert von der Arbeit gewesen und habe sie ihm zur Durchsicht gegeben. Er selbst habe sofort nach einmaligem Durchlesen die Sache für ein aufgelegtes Geschäft gehalten. Am liebsten hätte er sofort angefangen zu filmen, aber leider habe der Verfasser auf seiner Begleitschreiben keine Adresse angegeben, sondern nur geschrieben, er werde in etwa drei Wochen nachfragen. Erst in der vierten Woche sei er dann endlich gekommen, wo ihm Doblinger sofort einen Vertrag in die Hand drückte, mit dem er sich ohne weiteres einverstanden erklärte.

Auf meine Fragen über das Kühnere dieses Doktor Bergmann erklärte Doblinger, daß er selbst nicht viel mehr von ihm behalten habe als die Erinnerung an einen durchaus sympathischen Menschen ohne alle besonderen Eigenarten. Er habe ihm übrigens versprochen, in einigen Wochen mit einer neuen Arbeit wiederzukommen, sei aber bis heute nicht wieder erschienen.

So, das war alles, was ich herausbekommen konnte. Es genügte mir aber vorläufig vollkommen, um mir in Ruhe ein klares Bild von der Sache machen zu können.

Es war zehn Uhr vormittags, als ich das Gebäude der Stella-Gesellschaft verließ, und ich beschloß, gleich anschließend zu der Witwe des Schriftstellers Edmund Tormalsen zu fahren, um noch einige wichtige Einzelheiten in Erfahrung zu bringen, die mir fehlten.

Auf dem Wege zum Untergrundbahnhof ließ ich mir die soeben geführte Unterredung nochmals genau durch den Kopf gehen. Die Geschichte mit dem mysteriösen Doktor Bergmann, dem Manne ohne Adresse war ja ziemlich faul. Es ist ja, wie Sie selbst am besten wissen werden, der alte Trick aller Schwindler größere Stils, einen geheimnisvollen Unbekannten in den Hintergrund zu stellen, der an allem schuld ist.

Aber trotzdem war es natürlich möglich, daß es sich in Wahrheit doch so verhielt. Ich muß offen gestehen, daß Matthias Doblinger im großen und ganzen einen äußerst sympathischen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Freilich, der Vertrag konnte singiert sein. Aber, das fühlte ich, selbst wenn Doblinger schuldig war, würde es schwer werden, ihn zu überführen. In meinem Innern sprach ich ihn schon halb frei und nährte die Hoffnung, bei Frau Tormalsen eine Spur zu bekommen, die zu jenem angeblichen Doktor Bergmann führte.

Aber nichts fand ich. Weder eine Spur nach der einen, noch nach der anderen Seite. Und wenn ich mir die Sache richtig überdachte, kann eigentlich nur Doblinger der Dieb sein. Er kann ja den Diebstahl durch einen Helfershelfer haben ausführen lassen, aber auf alle Fälle hat er davon gewußt. Dass er sich selbst als Verfasser des Films ausgab, gibt entschieden zu denken und rechtfertigt diesen Schluss.

Kommissar Wendler hatte die letzten Worte in ziemlicher Erregung gesprochen.

Jetzt zündete er die ausgegangene Zigarre von neuem an und stieß ärgerlich eine Qualmwolke nach der anderen von sich.

Kollege Kreisler lächelte über das aufgeregte Gebarren seines Gegenübers.

„Warum nur immer so erregt, lieber Wendler, das ruiniert nur die Nerven und hat wahrlich keinen Zweck. Vorigens, ich glaube noch immer nicht so fest an Doblingers Schuld. Im Gegenteil, trotz oder gerade nach allem, was Sie mir erzählt haben, möchte ich daran halten, daß Doblinger keine Ahnung von dem Manuscriptdiebstahl hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kohlenkübel.

Von Julius Kreis.

Der Doktor Franz Hubrich und seine schöne, elegante Frau gingen durch den kitternd kalten, weiß überkrusteten Winterabend heim. Sie kamen vom Tee bei Geheimräts. Die junge Frau huschte und luschte sich bis übers Näschen in ihren Sealspelz und der Doktor hatte seinen Mantelkragen hochgestülpt. So war's ganz behaglich, und beide hatten, als sie die kurze Strecke durch den Stadtarkt gingen wie Kinder eine heimliche Freude darüber, daß sie wohl vor der Kälte geborgen waren, die dunkelnde, kristallene Baum- und Buschwelt um sie — die weißen Wege, der eisfalte tiefe Sternenhimmel. Das machte ihnen den Heimweg froh und schön.

„Entsündet, nicht, Franz“, hauchte die junge Frau aus ihrem Pelzwerk heraus. Nachdem sie so ihren Sinn, ihr Empfinden für Naturstimmungen, fürs Schöne überhaupt, bekundet hatte, kam die junge Frau schnell zu dem, was ihr amüsanter, lieber und unterhaltsamer war, als die im allgemeinen doch langweilige Natur: zu den Menschen, zur Gesellschaft.

„Findest du es nicht auch ein bisschen komisch, Franz, daß die Geheimrätsin so ein Faible hat fürs Soziale?“

Im Gesicht des Doktors zuckte es bei den letzten Worten. — Faible fürs Soziale! — Das war nun ganz seine Frau. Die kannte nur ein Faible, eine Somnambolie, eine Antipathie, ob sich's nun um Schweizer Schokolade oder um Weltanschauungen, um einen Modetanz oder um Dante handelte.

Der Doktor nahm ihren Arm plötzlich mit einer heftigen, fast herrischen Färtlichkeit in den leinen. Sie war noch nicht lange Frau, und er gab die Hoffnung nicht auf, daß aus dem lieblichen, schönen, zwitschernden, verwöhnten Vogel an seiner Seite ein warmherziger, fühlender Mensch werde.

„Ja, du hast recht! Die Geheimrätsin hat wirklich ein Faible fürs Soziale.“ Er sagte es mit leisem Sarcastismus. Seine Frau hatte unbewußt die richtige Charakterisierung für Wesen und Wirken der Geheimrätsin getroffen.

Und dann der merkwürdige Herr aus Berlin mit seinem Vortrag über Hilfsbereitschaft oder, wie er sagte, nicht Franz, er hat eigentlich sehr schön gesprochen, aber dieser unmögliche Schluss, den er hatte.

„Ein Hanswurst“, sagte Hubrich etwas ärgerlich. Ein Pose- und Schönredner, dem es nur um den Eindruck zu tun war, um sonst nichts. Worte! Die Leute machen aus dem Sozialen einen Zeitvertreib.“

Aber Manni! wer wird denn gleich so eilig böse sein? Die junge Frau spielte nun eigene Überzeugung: „Und er hat wirklich sehr schön und überzeugend gesprochen. Weiß Gott, ich war nahe an Tränen, aber als ich dann seinen Schluss ansah, da mußte ich mich geradezu beherrschen, um nicht zu lachen! Ich bin fürs Soziale, Manni! Und ich stelle mit das wirklich entzückend vor, einmal ein bisschen bei niedlichen kleinen Kindern Kindergärtnerin zu sein, ich würde mit ihnen singen und meinen Teddibären mitnehmen und so ...“

Sie waren an ihrem Hause angelangt. Aus dem Flur strömte ihnen behagliche Wärme entgegen. Auf dem zweiten Treppenabsatz trafen sie auf die Zugehefrau des Oberleutnants Friedhager vom vierten Stock. Das alte, dürrle Weiblein schleppte zwei große Eimer voll Kohlen und ihr Atem ging schwer aus dem wollenen Umschlagtuch heraus.

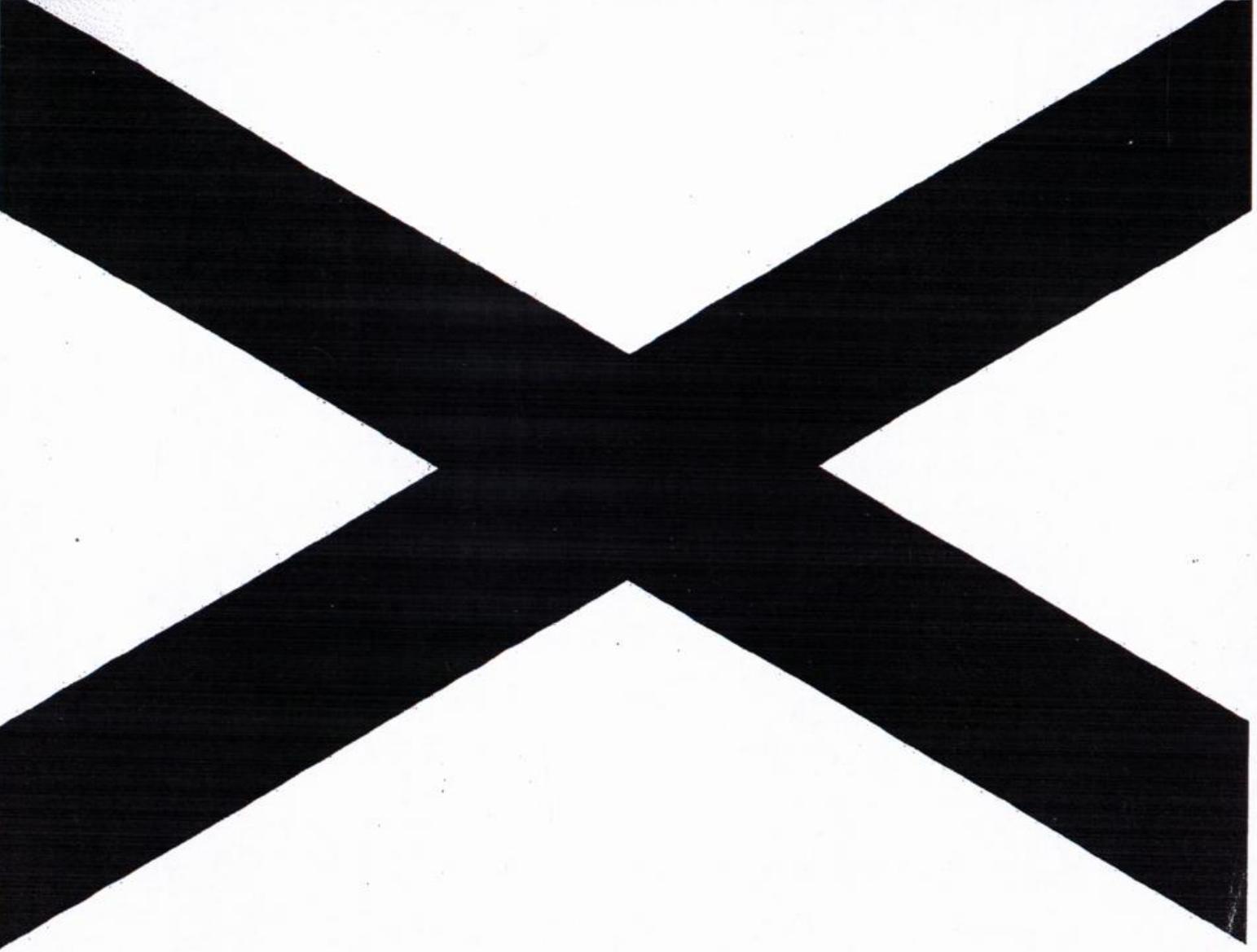
Sie ließ Herrn und Frau Dr. Hubrich an sich vorbei und bot freundlichen Gruß. Dann langte sie wieder nach den abgesetzten Eimern. Der Dr. Hubrich wandte sich um, einen Augenblick wie unentzlossen — dann sagte er: „Geben Sie her! Ich will Ihnen helfen, Sie schaffen das sehr schwer, wie ich sehe.“

Die Zugehefrau wehrte sich: „Aber, Herr Doktor! Nodös braucht's durchaus net! Aber naa, Herr Doktor! Und Sie machen eahna Gwand voll vom Kübi und überhaupts.“

Aber der Doktor trug schon den einen Kübel die Treppe empor und war nun direkt bei seiner Frau, die einen Abstand vorgegangen war. Sie sah ihren Mann mit großen, schrecklichen, nicht versteckenden Augen an. Hinterdrein sah das alte Weiblein. Der Doktor setzte den Kübel am Platz des vierten Stockwerks ab und kam dann leichtfüßig die Treppe herunter zu seiner Frau.

Er streifte die Handflächen gegeneinander, lächelte ein bisschen verlegen, wie ein Bub, der sich über einen Streich verantworten soll, und sagte dann: „Entschuldige, bitte ich mußte — ich konnte die Frau mit den schweren Kübeln.“

Seine Frau schüttelte den Kopf. „Aber Franz! Denkst du, wenn dich nur jemand in dieser Situation gelehren hätte, ich verstehe dich nicht?“



Unterteilung

Inhalt des folgenden Verfilmungsteiles:

Seite fehlt?